

taught history at the College of the City of New York” (pp. 135 f.). The reader learns that Das expressed his solidarity with the African Americans during the Second World War by speaking up against them being racially discriminated in the United States. The author does however not provide any further information to illustrate Das’ motivation to support African American demands for equality nor does he elaborate on his understanding of colored transnational solidarities. Das’ motivation was seemingly linked to his own lifelong work for Indian independence from British colonial rule and to his activities in regard to the naturalization and citizenship rights of Indians in the United States. His understanding of colored cosmopolitanism and transnational solidarity exceeded the geographical scope of the United States and India by including Japan.²

Notes

- 1 See amongst others: V. Bald, *Bengali Harlem and the lost histories of South Asian America*, Cambridge, Mass., 2013; M. R. Desai, *The United States of India. South Asian translations of America, 1905–1974*, unpubl. thesis, University of Michigan, 2011; M. Ramnath, *Haj to utopia. How the Ghadar movement charted global radicalism and attempted to overthrow the British empire*, Berkeley, 2011; H. Fischer-Tiné, ‘Indian nationalism and the ‘world forces’: transnational and diasporic dimensions of the Indian freedom movement on the eve of the First World War, in: *Journal of Global History* 2 (2007) 3, pp. 325–344; M. Jones, ‘‘A Segregated’ Asia? Race, the Bandung Conference, and Pan-Asianist fears in American thought and policy, 1954–55’, in: *Diplomatic History* 29 (2005) 5, pp. 841–868.
- 2 In 1922 Das introduced a Japanese visitor to W.E.B. Du Bois who showed a severe interest in the discrimination of African American people and intended to write about this question, see: Letter from T. Das to W.E.B. Du Bois, May 9, 1922, in: W.E.B. Du Bois Papers (MS 312), Special Collections and University Archives, University of Massachusetts Amherst Libraries.

Thomas Fischer: Die Souveränität der Schwachen. Lateinamerika und der Völkerbund, 1920–1936, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012, 459 S.

Rezensiert von
Klaas Dykmann, Roskilde

Der Völkerbund erfreut sich als Forschungsgegenstand unter Historikern wachsender Beliebtheit. Da die nichtwestliche Perspektive auf die Weltgeschichte ebenfalls zunehmend auf geschichtswissenschaftliches Interesse stößt, kann ein umfangreiches und quellenbasiertes Buch zum Verhältnis zwischen der Genfer Einrichtung und Lateinamerika nur Wohlwollen hervorrufen. Thomas Fischer, Professor in Eichstätt, vermag mit seiner Habilitationsschrift auch erfolgreich sowohl die Nuancen des lateinamerikanischen Einflusses auf den Völkerbund als auch die Bedeutung der Institution für den Subkontinent mitsamt dem wechselhaften Verhältnis zum Panamerikanismus zu behandeln. Das Buch bietet einen ausgesprochen hilfreichen Überblick über die Forschung, der recht differenziert in verschiedene Kategorien eingeteilt ist. Oft wird sich der an komprimierte Darstellungen gewöhnte Leser ein weniger quellenlastiges Herangehen wünschen, wie es im deutschsprachigen Raum vorherrscht. Im Gegensatz zu vermutlich mehr lesefreundlichen angloamerikanischen Werken überwiegt in deutschsprachigen Studien hingegen der nicht selten Überhand nehmende Hang zur Mikroanalyse von Streitigkeiten zu

Lasten von übergeordneten Erklärungsversuchen. Thomas Fischer bietet jedoch beides: Zahlreiche Beispiele, Namen und individuelle Meinungen, aber auch größere Erklärungsversuche.

Der umfassend den Forschungsstand diskutierenden Einleitung (1) folgen sechs weitere Kapitel und eine Schlussbetrachtung. Im zweiten Kapitel (2) behandelt der Autor die Lage Lateinamerikas gegen Ende des Ersten Weltkriegs. Hierbei liegt ein Schwerpunkt auf dem bisweilen recht konfliktiven Verhältnis zu den USA. Dieser Aspekt, etwas vereinfacht auf das Spannungsfeld zwischen pan-lateinamerikanischem Bolivarismus und von den USA weitgehend dominiertem Panamerikanismus komprimiert, dient als eines der zentralen Leitmotive des Buches. Das nächste Kapitel (3) befasst sich mit der Anfangszeit des Völkerbundes und dem Einfluss lateinamerikanischer Delegationen auf den ersten Generalversammlungen. Die Rolle von lateinamerikanischem Personal im Völkerbundssekretariat ist Gegenstand des darauffolgenden Kapitels (4): Hier analysiert Fischer das kurze Dasein eines speziellen Lateinamerika-Büros sowie den Einfluss der vergleichsweise geringen Anzahl von lateinamerikanischen Angestellten in der Genfer Bürokratie. Kapitel 5 untersucht das lateinamerikanische Wirken und besonders das Ringen um eine als gerecht empfundene Repräsentation im Exekutivorgan des Völkerbundes, dem Rat. Der Monroe-Doktrin und dem Interventionismus widmet sich das Hauptkapitel sechs, während der siebte Hauptteil (7) die Konfliktregelung in lateinamerikanischen Grenzstreitigkeiten (inklusive des Chaco-Krieges) durch den Völkerbund untersucht. In den Schlussbetrachtungen

bereitet Fischer die Ergebnisse seiner Studie noch einmal abschließend auf.

Über den bisherigen Forschungsstand fasst Fischer kenntnisreich zusammen, dass die Forschung eine Reihe von Studien aufweist, die die Bedeutung des Völkerbundes für Lateinamerika sowie einige Teilgebiete abdeckt, weniger jedoch den lateinamerikanischen Einfluss auf die Organisation (S. 27). Dies leistet nun Fischers Habilitationsschrift.

Fischer streicht im ersten Hauptteil die unterschiedlichen Erwartungen und entsprechenden politischen Regierungsprogramme in den lateinamerikanischen Staaten heraus: Beispielsweise erwarteten die Argentinier, dass der von Briten und Franzosen dominierte Völkerbund den von den USA angeführten Panamerikanismus „neutralisieren“ würde (S. 114, 132). Auch in Lateinamerika wurde eine Unterscheidung vorgenommen zwischen Staaten, die eines Völkerbundbeitrittes als würdig betrachtet wurden und solchen, die diese Wertschätzung nicht erhielten (S. 135). Hier zeigt sich eine deutliche Parallele zur westlichen Dichotomie von Zivilisierten und Unzivilisierten, die langezeit auch die innerlateinamerikanischen Debatten beeinflussten. Diese zivilisatorische Einteilung entsprach durchaus dem kolonialen Zeitgeist in den imperialen „Mutterländern“ als auch in Genf sowie in einigen Ländern Lateinamerikas. Hier wäre womöglich eine Vertiefung interessant gewesen, inwieweit der Völkerbund mit welchem Erfolg zur internationalen Anerkennung wenn nicht Lateinamerikas im Ganzen, so doch einzelner Gesellschaften des Subkontinents benutzt wurde.

Viele Lateinamerikaner zeigten sich enttäuscht über die von Briten und Franzosen

(und den USA) vereitelte Einladung Mexikos zum Beitritt: Diese Staaten versuchten, die Mitgliedschaft Mexikos „durch Zugeständnisse bei der Abwicklung von Revolutionsschäden ausländischer Firmen zu „erkaufen“. Als Ergebnis ging die mexikanische Regierung daher auf Distanz zum Völkerbund. Einen weiteren Fehlschlag stellte die ebenfalls am Widerstand Großbritannien und Frankreichs gescheiterte argentinische Forderung nach einer Generalreform der Organisation dar (vorurteilslose Universalität, Gleichheit der Staaten) (S. 181): „Der argentinische Alleingang und das darauf folgende kritische Abseitsstehen (ohne formellen Austritt) schadeten sowohl dem Bolivarianismus als auch dem Völkerbundsgedanken“, ebenso die Abreise der peruanischen Delegation aus Genf nach Absage der europäischen Mächte, im chilenisch-peruanischen Grenzstreit zu schlichten (ibid.)

Nachdem die USA dem Völkerbund nicht beitraten, wurde eine Klärung notwendig, wie der Panamerikanismus sich mit der neuen Genfer Organisation vereinbaren ließe (S. 140). Viele lateinamerikanische Repräsentanten hatten sich vom Völkerbund eine Internationalisierung ihres Verhältnisses zur Regierung in Washington erhofft, was durch die Nichtmitgliedschaft der USA durchkreuzt wurde. Nichtsdestotrotz fand auch die vielfach unterschiedlich ausgelegte Monroe-Doktrin eines US-Alleinherrschaftsanspruches bzw. Protektorats von 1823 Einzug in den Völkerbundvertrag.

Ähnlich wie in anderen Weltregionen schlug der uruguayische Präsident Brum zu Beginn der 1920er Jahre einen regionalen Völkerbund für die westliche Hemisphäre vor – als Komplementärein-

richtung, nicht als Gegenentwurf. Dieser Vorstoß unterschied sich beträchtlich vom Universalismus des Argentiniers Yrigoyen oder des „exklusiven“ Panamerikanisten Alejandro Álvarez aus Chile. Völkerbunds-Generalsekretär Drummond sprach sich gegen eine regionale Parallelorganisation aus, weil er eine Abspaltung befürchtete (S. 141-2).

Ganz eindeutig war die Rolle der lateinamerikanischen Länder im Völkerbund die des „Legitimitätsbeschaffers“ (S. 180).

Bei der Einstellung lateinamerikanischen Personals im Völkerbundssekretariat galt die nationale Herkunft als Hauptkriterium (S. 215): „Da die lateinamerikanischen Delegierten die interkulturelle Sensibilität und die interkulturelle Lernbereitschaft des europäischen Personals als gering einstufen, legten sie Drummond die systematische Förderung der Anstellung lateinamerikanischen Personals im Genfer Sekretariat nahe.“ (S. 221) Die Schließung des Lateinamerikabüros ging auch auf Furcht zurück, dass andere Weltregionen entsprechende Forderungen stellen könnten und somit asiatische und afrikanische Sondereinrichtungen entstehen könnten (S. 215). Drummond sprach sich gegen zu viele Nichteuropäer aus und gab hierbei hohe Leistungsanforderungen als Hauptgrund für die Anstellung besser geeigneter Europäer an. Dies stand natürlich im Gegensatz zu Drummonds Versuch, den Völkerbund besonders durch die Anstellung von mehr lateinamerikanischem Personal internationaler darzustellen.

Im sechsten Kapitel behandelt Fischer ausführlich die Monroe-Doktrin und den US-Interventionismus und fragt diesbezüglich nach der vorherrschenden Auslegung der Doktrin im Artikel 21 des Völkerbundes-

vertrages. Verstand man die Doktrin hier als unilateralen Interventionismus oder Ausdruck hemisphärischer Zusammenarbeit (S. 272)? Hier bietet Fischer eine eingehende Einleitung zur Entwicklung der Doktrin und ihrer Bedeutung für das interamerikanische Verhältnis und zeichnet die lateinamerikanischen Diskussionen über die Doktrin im panamerikanischen Kontext nach.

Die Interpretation des Artikels 21 war umstritten: „Drummond befand sich von Anfang an in einem Dilemma. Auf der einen Seite respektierte er den Grundsatz der Nichteinmischung Europas in Amerika, auf der anderen Seite vertrat er den Internationalismus des Völkerbundes. Er versuchte, die historische Monroe-Doktrin mit der Deutung von Wilson zu verbinden. Er ging davon aus, dass Konflikte in Lateinamerika auch im Rahmen des Panamerikanismus gelöst werden könnten. Andererseits schloss er nicht aus, dass punktuell bei lateinamerikanischen Themen, bei denen der Völkerbund federführend war, die Genfer Expertise genutzt werden sollte“ (S. 325).

Lateinamerikanische Staaten nahmen die Monroe-Doktrin als Symbol des US-Interventionismus wahr und waren bestrebt, diese entweder gänzlich zu verwerfen oder aber zu einer mehr gegenseitige Wertschätzung ausdrückenden „panamerikanischen Doktrin“ umzuformulieren (S. 337). Wilson argumentierte hingegen, dass der Völkerbund in der Kontinuität sowohl der Doktrin als auch des Panamerikanismus stand. Dies erzeugte Spannungen und führte zu einer Zurückweisung des US-Unilateralismus durch den Völkerbund sowie einer verbalen Solidaritätsbekundung mit Lateinamerika seitens der Gen-

fer Institution (S. 337/8). Somit schließt Fischer, dass die lateinamerikanischen Proteste durchaus Teilerfolge zeitigten. Diese Aktivitäten bewirkten überdies ein Umdenken im US-Außenministerium mit Hinblick auf das Interventionsrecht in der Region (S. 339).

Fischers Studie stellt zweifelsohne einen umfassenden und überaus wichtigen Forschungsbeitrag zur Geschichte der Außenbeziehungen lateinamerikanischer Staaten, dem panamerikanischen Verhältnis sowie des Völkerbunds dar.

Sadik J. Al-Azm: Secularism, Fundamentalism and the Struggle for the Meaning of Islam. Collected Essays on Politics and Religion, 3 vol., Berlin: Gerlach-Verlag 2014, 628 S.

Rezensiert von
Helmut Goerlich, Leipzig

Die drei handlichen Bände führen das Werk des der engeren Fachwelt, aber auch dem Wissenschaftskolleg in Berlin bekannten, vielfach – etwa durch ein Ehrendoktorat der Universität Hamburg – ausgezeichneten syrisch-sunnitischen Gelehrten zusammen, der heute im Exil lebt, obwohl er das hatte vermeiden wollen. Die Sammlung der Beiträge aus vielen Jahren der Forschung und Präsentation zum Generalthema des Autors enthält ältere und aktuelle, erstmals veröffentlichte Texte. Bibliographisch ist diese Sammlung von Aufsätzen am Ende der drei Bände jeweils sehr übersichtlich zusammengestellt.